

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– Juli 2023 –

Williamson, Christina G.: *Urban Rituals in Sacred Landscapes in Hellenistic Asia Minor*. – Leiden: Brill 2021. 513 S. (Religions in the Graeco-Roman World, 196), geb. € 156,00 ISBN: 978-90-04-46126-0

Für NTler:innen ist dieses Buch aus folgendem Grund von großem Interesse: An Fallbeispielen aus Kleinasien wird gezeigt, welche Bedeutung Religion, d. h. die kultische Verehrung einer bestimmten Gottheit, für die Identitätskonstruktion einer Stadt hat. Es geht also um die Funktion von Religion in der griechisch-röm. Antike – und damit zugleich um einen wesentlichen Konfliktpunkt, dem sich Christuskgläubige nicht nur in dieser Region ausgesetzt sahen, wenn sie sich nicht aktiv am Stadtkult beteiligten oder ihn gar kritisierten. Die Schilderung des Aufstands der Silberschmiede von Ephesus in Apg 19,21–40 legt ein beredtes Zeugnis dafür ab – samt den entsprechenden Gegenstrategien.

Die These des Buches lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: „Sanctuaries clearly function as coordinating mechanisms, weaving together identity out of community and a sense of place“ (328).

Grundlage für das Buch ist eine an der Univ. Groningen erstellte Diss., die hinsichtlich des methodischen Vorgehens als Modell für weitere Forschungen dieser Art stehen möchte (XIII). W. greift exemplarisch vier „country-sanctuaries“ (6) in Karien heraus, sozusagen aus dem Hinterland der griechischen Kolonien an der Westküste Kleinasiens, und analysiert die Transformationsvorgänge, die sich dort beim Übergang von der Herrschaft persischer Satrapen bzw. kleiner Kommunitäten, die den Kultbetrieb überwachten, zu Hauptheiligtümern der Städte Mylasa bzw. Stratonikeia vollzogen haben – und welche positiven Rückkopplungseffekte das für die jeweiligen Städte hatte: ökonomisch, politisch und v. a. sozial.

Denn ganz unabhängig davon, ob es persische Satrapen waren, die einen Zusammenschluss mehrerer Siedlungen zu einem stadtähnlichen Gebilde beförderten, wie in Mylasa, oder es sich unter Einbeziehung der umliegenden Siedlungen um eine seleukidische Neugründung handelte, wie im Fall von Stratonikeia, sobald sich die Städte von der jeweiligen Oberherrschaft befreien und entsprechende hellenistische Polis-Strukturen mit den dafür prägenden Institutionen, allen voran einer βουλή/Rat und einem δῆμος /Volksversammlung, herausbilden konnten, haben diese „Städte“ mit einer intern verankerten Inhomogenität zu kämpfen, die dann um so deutlicher zum Tragen kommen musste, sobald die Einheit nicht mehr durch eine von außen steuernde Macht sichergestellt wurde.

In ihren Fallstudien versucht W. zu zeigen, wie die beiden Städte Mylasa (ab dem 4./3. Jh. v. Chr.) und Stratonikeia (ab dem 3. Jh.) die längst etablierte überregionale Rolle von bestimmten Heiligtümern in ihrer weiteren Umgebung dafür genutzt haben, um darüber eine stärkere Kohäsion ihrer Einwohner samt einer eigenen urbanen Identität aufzubauen.

W. arbeitet detailliert heraus, welche Schritte unternommen wurden, um sozusagen über den „Ander-Ort“ der oft mehr als 10 km entfernten Heiligtümer das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Stadt zu fördern und ein korporatives Identitätsbewusstsein zu schaffen. Das beginnt gewöhnlich auf der institutionellen Ebene damit, dass die Stadt am Heiligtum städtische Verwaltungsstrukturen durchsetzt: Die Priesterämter werden durch den Rat der Stadt besetzt; im Rahmen von Festen werden am Heiligtum Entscheidungen getroffen, die die Stadt bzw. das Heiligtum betreffen; Ehrendekrete werden verliehen (209.235.420) bzw. der in der Stadt übliche Kalender übernommen (207). Oft werden die Rituale den in der Stadt üblichen angeglichen, genauso die Darstellungen und Beinamen der Gottheiten auf Münzen.

Architektonische Veränderungen wie der Bau von Säulenhallen oder Terrassen lassen nicht nur das Ambiente einer städtischen Agora entstehen, sondern bieten auch einer erheblich größeren Menge von Besuchern Raum, die von dort aus oft das gesamte Stadt-Territorium überblicken und bis in die Heimatstadt schauen konnten. Nicht zuletzt dieser Aspekt, so vermutet W., dürfte die Wahl des Heiligtums mitbestimmt haben, das sich die Stadt als externen religiösen Bezugspunkt gewählt hat. Schon der Weg dorthin ist für die „mind memory“ prägend: die heilige Straße, die den Weg markiert und in der „mental map“ der Besucher Stadt und Heiligtum trotz der geographischen Distanz in enge Verbindung setzt („chunking space“: 426). Im Fall von Lagina und Panamara, den Landheiligtümern von Stratonikeia, führen die Prozessionen sogar vom Heiligtum *in* die Stadt und bringen den hoch symbolischen Schlüssel der Göttin Hekate (293.329) bzw. die Kultstatue des Zeus hoch zu Pferd (363.406) nicht nur „heim“, sondern lenken die Teilnehmer:innen durch dieses Kult-Theater gleichzeitig emotional auf einen gemeinsamen Fokus.

Schließlich und v. a. spielen rituelle Aspekte eine entscheidende Rolle: an erster Stelle die Feste, zu denen sich die Stadtbevölkerung an den Landheiligtümern trifft und bei den Opferhandlungen wie Wettkämpfen Gemeinschaft erlebt. Eine ganz entscheidende Rolle spielen dabei die Bankette, die im Fall von Panamara dazu geführt haben, dass auch soziale Grenzen überschritten werden: zwischen Mann und Frau, Bürgern und Fremden, Stadt- und Landbevölkerung. In einer Inschrift werden sogar die Römer inkludiert (IStrat 210; 373).

Politisch wie ökonomisch wird das ausgesprochen religiöse Phänomen der Epiphanie genutzt: Für das Zeusheiligtum in Panamara hält eine Inschrift am Tempel fest, dass ein parthischer Angriff 39 v. Chr. durch die Epiphanie des Gottes vereitelt werden konnte (IStrat 10; 337.392). Das nutzen die Stratonikeier, um in Rom die Asylie für das Heiligtum zu beantragen, deren Genehmigung sofort an den Tempelwänden veröffentlicht wurde (IStrat 11; 12). Das wiederum diente als Grundlage dafür, andere Städte zu bewegen, diese Asylie anzuerkennen und an den Festen in Panamara teilzunehmen. Damit begann sich ein überregionales soziales Netzwerk zu entwickeln (vgl. IStrat 21: 392f), das der Stadt gleichzeitig einen solidarisch gesicherten, durch von Rhodos kontrolliertes Territorium führenden Korridor zum Golf von Keramos zu verschaffen schien (403.407). Ähnliche Schachzüge lassen sich auch für das zweite Landheiligtum von Stratonikeia in Lagina beobachten (324f). Die Asylie des Heiligtums von Sinuri wird von der Stadt Mylasa eher für intern ökonomische Zwecke genutzt: Privatpersonen verkaufen ihr Eigentum an den Gott und leasen es dann wieder von ihm. Dadurch entsteht eine Win-win-Situation: Auch städtisches Eigentum fällt unter die Asylie, und das Heiligtum hat stetige Einkünfte (223).

Das alles und noch viel mehr wird minutiös durch historische, archäologische und epigraphische Daten belegt sowie durch die Auswertung entsprechender Spezialforschungen

untermauert. Ein ganzes Kap. (17–92) beschäftigt sich mit Methodenfragen, wobei dualistische Herangehensweisen (städtisch-ländlich, Gegenkultur usw.) abgelehnt und eine „holistische“ Vorgehensweise bevorzugt wird (XIII). Insbes. Netzwerktheorien und Überlegungen zu „rational rituals“ (Chwe) sowie zur „regional identity“ (Paasi) kommen bei der Durchführung konsequent zum Einsatz. Im Rahmen des „spatial turn“ legt W. insbes. Wert auf die Analyse des Raums, wobei die „viewshed analysis“ anschaulich vorgeführt wird: Auf Landkarten wird durch Markierungen visualisiert, welche Gebiete von welchem Landheiligtum aus sichtbar sind (Tafeln 3,5; 4,5; 5,6).

Auch wenn die Namen von Mylasa, Labraundos, Sinuri oder Lagina für NTler:innen vielleicht wie böhmische Dörfer klingen mögen, der Gewinn der Studie liegt in deren empirischem Detailreichtum – und deshalb auch an der leichten Übertragbarkeit: Es sind diese Anders-Orte, an denen es gelingen kann, größere soziale Kohäsion erlebbar zu machen und Menschen zu einer neuen gemeinsamen Identität finden zu lassen. Es sind die religiösen Rituale und insbesondere die Bankette, die sogar zur Überschreitung von Gender-, Status- und Nationalgrenzen führen können – und dieses Erlebnis als neues Fundament für das Lebensgefühl bei der Rückkehr in die Stadt prägen. Analogien für das frühe Christentum lassen sich nicht von der Hand weisen.

Über den Autor:

Martin Ebner, Dr., emeritierter Professor für Exegese des Neuen Testaments der Universität Bonn, Schweinfurt (martin.ebner@uni-bonn.de)